

tik begegnen die Herausgeberinnen in ihrer „Nachlese“, mit der sie den Sammelband einleiten. Dort präsentieren sie, was sie nach der Lektüre der versammelten Beiträge als das „Charakteristische feministischer Krisendiagnosen“ identifizieren. Charakteristika zeigen sich „in Perspektiven auf die gesellschaftliche Reproduktion, die Herrschaftsverhältnisse und soziale Ungleichheit“ (20). Mit dieser Interpretation präsentieren sie einen Ausgangspunkt, den feministische Wissenschaften in ihrer Auseinandersetzung mit Krisen nehmen können. Gleichzeitig scheint es unabdingbar, die Konturen feministischer Krisendiagnosen weiter zu schärfen, soll aus feministischer Perspektive einigermaßen lautstark in die herrschende Deutungshoheit von Krise interveniert werden. Schließlich drängt sich nach der Lektüre des Sammelbandes die Frage auf, wo denn der Fluchtpunkt der feministischen Krisendiagnose liegen könnte – wie also eine Gesellschaft aussehen könnte, welche die gegenwärtigen Krisen erfolgreich meisterte. Diese Frage haben die Herausgeberinnen in ihrer „Nachlese“ offen gelassen. Indes werden Ansätze eines feministischen Gesellschaftsentwurfs in verschiedenen Beiträgen ange-dacht. Pointiert hält Cornelia Klinger fest: „Damit die Krise [...] endlich einmal endet [...], bleibt kein anderer Weg offen als der, das Leben als Zweck, als Selbstzweck anzuerkennen“ (103). Wie weit eine global-marktwirtschaftlich-neoliberal verfasste Gesellschaft von diesem Ziel entfernt ist, machen feministische Krisendiagnosen, wie sie im vorliegenden Sammelband präsentiert sind, in aller Schärfe deutlich.

Sonja Matter, Bern

Gabriele Dietze, **Weißer Frauen in Bewegung. Genealogien und Konkurrenzen von Race- und Genderpolitiken** (= GenderCodes 2), Bielefeld: transcript Verlag 2013, 518 S., EUR 35,80, zahlr. Abb., ISBN 978-3-89942-517-8, E-Book ISBN 978-3-8394-0517-8.

Die Amerikanistin und Gender-Studies-Fachfrau Gabriele Dietze, die in den letzten Jahren wichtige Beiträge zu Intersektionalität, *Whiteness* und Okzidentalismuskritik publizierte, hat nun ihre schon etwas ältere Habilitationsschrift unter dem Titel „Weißer Frauen in Bewegung“ in Buchform herausgebracht. Auf einer stattlichen Länge und entlang ausgewählter historischer beziehungsweise diskursiver Konstellationen geht sie hier den „Reibungsflächen“ (12) von Politiken zu Race¹ und Gender in der US-amerikanischen Geschichte nach. Sie analysiert in erster Linie „Emanzipationsdiskurse“, also „Gegendiskurse zu den herrschenden sinnstiftenden Bedeutungsstrukturen“, „Forma-

1 Ich bleibe im Folgenden bei der Schreibweise der Autorin: Sie schreibt Race, ohne Kursivsetzung und ohne Anführungen, groß, und schwarz (wie auch weiß) klein. In der Rassismus- und *Whiteness*-kritischen Literatur wird dies oft anders gehandhabt. Die Formatvorgaben von „L'Homme. Z. F. G.“ würden üblicherweise race kursivieren.

tionen von Widerstand und Ermächtigung von diskriminierten Gruppen“, wobei sie auch diese Diskurse als an die herrschenden gebunden sieht (19). Ein Fokus liegt auf „weißen Feministinnen“; schwarze² – oder, wie die Autorin bewusst immer wieder schreibt: „afroamerikanische“ – feministische Positionen werden von ihr „als ständiges Korrektiv konsultiert“. „Eine afroamerikanisch-weibliche Präsenz ist [...] nicht Gegenstand der Analyse, aber die Bedingung ihrer Möglichkeit“ (20). Welche Funktion hat es, „wenn sich in den USA Gerechtigkeitsprobleme als Konflikte zwischen weißen Frauen und schwarzen Männern darstellen“ (22)? Als eine zentrale Hypothese formuliert die Autorin, „dass in jeder amerikanischen Frauenemanzipationsbewegung die Notwendigkeit besteht, sich über eine Race-Gender-Analogie zu profilieren und zu definieren. [...] Eine Auseinandersetzung mit der Frage von Race ist für die Vereinigten Staaten immer ein systematisches Indiz für einen kulturellen Paradigmenwechsel an der Geschlechterfront“ (190f.); das Umgekehrte gelte allerdings nicht zwingend.

Theoretische und methodologische Bezugnahmen der Studie sind an Michel Foucault orientierte Diskursanalyse, auch psychoanalytische Konzepte, feministische (Gender-)Theorien, intersektionelle Ansätze und die analytischen Begriffe „Hegemonie“ und „Artikulation“ nach Antonio Gramsci, Ernesto Laclau und Chantal Mouffe. De facto fällt die Arbeit in die disziplinäre Rubrik Cultural Studies, auch wenn die Autorin ihren Cultural-Studies-Zugang als solchen nicht systematisch konturiert und die gewählten Methoden kaum explizit darstellt. Die Analyseebenen changieren zwischen Fragen nach Gesellschaftspolitik, Wissenschaftsgeschichte, Literatur-, Film- und Bilderproduktionen.

Das Buch umfasst sechs Kapitel, zugleich thematische Schwerpunkte, sowie ein „Postscript“ (zu Hillary Clinton und Barack Obama). Im ersten Kapitel, „Die Sklaverei des Geschlechts“, konzentriert sich die Autorin auf die Mitte des 19. Jahrhunderts:

Für die frühe amerikanische Frauenbewegung ist die Sklaverei der Hintergrund, auf und gegen den sich weiße Frauen Schritt für Schritt ihrer eigenen Situation bewusst werden. Daraus ergeben sich zwei unterschiedliche Diskurs-Perspektiven. Einmal führt die Feststellung der angenommenen *Ähnlichkeit* der Situation weißer Frauen mit der der Sklaven zu politischen Allianzen. [...] Der Vergleich von weißen Frauen und Sklaven (beiderlei Geschlechts) kann sich aber auch auf einen *Unterschied* kaprizieren, nämlich auf die vermeintlich ‚zivilisierterer‘ [...] Position der weißen Frau. (47)

Dies stellt sie als historisch aufeinander folgende politische Phasen dar – die Allianz mit dem Abolitionismus sei nach dem Bürgerkrieg von Konkurrenz zwischen Rechtsansprüchen weißer Frauen und Selbstermächtigung schwarzer Akteur_innen abgelöst worden. Zu dieser Ablösung gehöre zugleich der Übergang von einer Sentimentalitäts-

2 Siehe Anm. 1.

und Verletzlichkeits-Rhetorik (die weiße Frau bringt den Schmerz des Sklavendaseins zum Ausdruck) hin zu einer Rhetorik rechtlicher Ansprüche (weiße Frauen wollen und dürfen nicht länger so schlecht gestellt sein wie die Angehörigen der *black race*).

Im zweiten Kapitel, „Hierarchien der Zivilisation“, setzt Gabriele Dietze (Sozial-)Darwinismus und die neue ‚wissenschaftliche‘ Weltansicht zu Ende des 19. Jahrhunderts als ausschlaggebende Wende. Evolutionstheorie konzipiert Race nun nicht mehr in erster Linie als ‚schwarz‘, sondern als ‚primitiv‘ und ganz ‚unten‘ auf einer menschlichen Entwicklungsskala. Diese Figur der Primitivität schloss im naturwissenschaftlichen Denken Frauen mit ein und schrieb Unterlegenheit, Schwäche, Kindlichkeit zu. Wie sich ‚weiße Frauen‘ und ‚schwarze Männer‘ hiezu argumentativ verhielten und inwieweit Rassismen die Grundlage einer weißen feministischen Befreiungsutopie bildeten, betrachtet die Autorin anhand der Werke der Sozialreformerin Jane Addams, der Autorin Charlotte Perkins Gilman und des Sozialwissenschaftlers und Schriftstellers W. E. B. Du Bois.

Unter der Überschrift „Primitivistische Renaissancen und sexuelle Modernismen“ nähert sich die Studie anschließend der Blütezeit schwarzer Kunst in der sogenannten *Harlem Renaissance* sowie Entwürfen weißer „Lebensstil-Rebellinnen“ in den 1920er Jahren. Ihr zentrales Argument lautet, *Blackness* und Begehren gingen (in ‚weißer‘ Perspektive) eine historisch erstmalige Verknüpfung ein. Als ‚Neue (weiße) Frauen‘, die hier exemplarisch – und exemplarisch ambivalent – agierten, werden insbesondere die „reiche Erbin und ‚Primitivismus‘-Spezialistin“ Nancy Cunard, die „plebejische Sex-Ikone“ Mae West und die „feinsinnige“, von Freud therapierte Schriftstellerin H. D. vorgestellt (176). Dem im historischen Abstieg begriffenen Sozialdarwinismus entronnen, bewegten sie sich im Feld einer sexuellen Moderne, die Gendergrenzen überschreitbar machte und sich an der Race-Grenze erprobte. Nancy Cunard habe in ihrer Selbstpräsentation (Elfenbeinarmbänder, Halsreifen), in Fotos und Schriften mit Stilelementen des „Primitivismus“ provokant experimentiert, Mae West ‚schwarze‘ Körperbewegungen auf der Bühne nachgeahmt und angeeignet, H. D. vor allem im Zusammenhang mit dem Film „Borderline“ *Cross-Race*-Begehren von Frauen thematisiert.

Der Abschnitt „Das Maskulinitätsprojekt“ befasst sich mit der Diskursformation „afroamerikanische Maskulinität“ vor allem im Kontext des von Dietze so bezeichneten „Rape-Lynching-Komplexes“, also der historisch immer wiederkehrenden Verkopplung von (behaupteter) Vergewaltigung einer weißen Frau durch einen schwarzen Mann und die darauf folgende Kastration, Demütigung und/oder Tötung des Schwarzen durch weiße Männer. Dargestellt werden verschiedene Varianten und Re-Visionen dieses Topos anhand von Erzählungen und autobiographischen Texten von Ralph Ellison, James Baldwin, Eldridge Cleaver und Malcolm X. Positionen der *Black-Muslim*-Bewegung, die sexuelle Unterwerfung weißer Frauen als Element schwarzer Befreiungspolitik befürwortete, seien später zitiert und neu durchgearbeitet worden, etwa im Hip-Hop und prominent in den Filmen von Spike Lee. Ein Motiv, das sich durchziehe, sei der ‚entmannte‘ schwarze Vater und daher die Suche nach der maskulinen Vaterfigur.

Im fünften Kapitel, „Second-Wave-Feminism‘ und Körperpolitik“, stellt Dietze außerordentlich spannende, in dieser Form erst wenig erzählte Aspekte der Frühphase der Neuen Frauenbewegung in den USA dar. Sie konzentriert sich zunächst auf den „neuen Abolitionismus“ der 1960er Jahre, auf Frauen im (schwarzen) SNCC, dem Student Nonviolent Coordination Committee in den Südstaaten, dem sich dann auch weiße Frauen anschlossen. Frauen-‚Befreiung‘ verstand sich auch im Sinn von ‚Dekolonialisierung‘; in dieser Perspektive setzten sich weiße Feministinnen mit antirassistischen Bewegungen (vor allem ihren Sexismen) auseinander, und ‚Klasse‘ spielte in den frühen Debatten eine wichtige Rolle. Dann streift der Text sexualpolitische Werke und Argumentationsstrategien von Shulamith Firestone und Kate Millett, auch Alice Walker, und diskutiert ausführlich Susan Brownmillers richtungweisende Studie über Vergewaltigung, „Against Our Will“ von 1975. Die Konzentration auf Sexismus, so lautet die Schlussfolgerung der Autorin, lösche Erinnerung an die Race-bezogene Genese von Frauen(befreiungs)bewegungen aus.

Das letzte Kapitel, „Black-Poster-Boys‘ und die großen Tribunale“, nimmt zuerst kurz auf den Fall des von Polizist_innen misshandelten Schwarzen Rodney King Bezug, mit dem zu Beginn der 1990er Jahre rassialisierte Gewalt vehement auch internationales Thema wurde. Ausführlicher analysiert Gabriele Dietze dann die Verhandlungen der ‚Fälle‘ Clarence Thomas/Anita Hill, also den auch in der Intersektionalitätsforschung oft zitierten Prozess um den Vorwurf der sexuellen Belästigung gegenüber einem schwarzen Höchstrichter; Mike Tyson, prominenter schwarzer Boxer, dem *date rape* vorgehalten wurde; und schließlich O. J. Simpson, schwarzer American-Football-Star, der des Mordes an seiner Ehefrau angeklagt war. Narrative zu diesen Verhandlungen beinhalten traditionsreiche Race-Tropen wie die der Verfolgungsjagd gegenüber schwarzen Männern (assoziiierbar mit der Verfolgung entlaufener Sklaven) oder das alte Tabu der *miscegenation*, der „Rassenmischung“ in der sexuellen Verbindung einer schwarzen mit einer weißen Person. Für den Simpson-Prozess boten sich die zahlreichen autobiographischen Publikationen verschiedener Akteur_innen im Verfahren (Staatsanwält_innen, Zeugen) zur Analyse an. Resümierend bezeichnet Dietze „die großen sexualpolitischen Tribunale der neunziger Jahre“ als „Black Face-Minstrel-Shows“ [sic!], „wo mit schwarzen Statthaltern eines weißen Geschlechterkrieges die Emanzipationsenttäuschungen des anti-feministischen *Backlash* verhandelt werden“ (393).

Gabriele Dietzes Interpretationen sind brillant und vielfach überzeugend. Gleichwohl drängen sich mir bei der Lektüre kritische Nachfragen vor allem zu Konzeptionellem und Methodologischem auf: Warum wird Zweigeschlechtlichkeit perspektivisch nicht aufgebrochen, bleibt es also bei „Männern“ und „Frauen“ und bei Formulierungen wie „beiderlei Geschlechts“, als hätten queere Ansätze keinen ‚Mehrwert‘ für intersektionelle Macht- und Differenzanalysen? Gleichsam spiegelbildlich ist mir auch nicht wirklich plausibel, warum „Race“ nahezu ausschließlich auf „schwarz“ respektive auf Schwarz versus Weiß bezogen wird, als gäbe es gerade in der Geschichte der USA keine weitere relevante rassialisierte Formation. Kritische Überlegungen fordert zudem die

Entscheidung der Autorin heraus, zwei Differenzkategorien (in ihrer Formulierung immer wieder auch: „Differenzmaschinen“ oder „Szenen der Ungleichheit“) zu isolieren. Innerhalb des erhobenen Intersektionalitätsanspruchs erscheint dies mutig, aber gleichwohl durchgängig problematisch. ‚Andere‘ soziale Markierungen und zugehörige Protestdiskurse tauchen in den dargestellten Beispielen allenfalls punktuell auf; ihre historische, soziale und symbolische Bedeutung bleibt unanalysiert. Wie steht es ganz generell mit der Kategorie ‚Ort‘; was bedeutet es, dass sich fast alle gewählten Szenarien innerhalb der Staatsgrenzen der USA situieren (und nicht beispielsweise in kolonialen und/oder Kriegsgebieten)?

Als Historikerin irritiert mich, dass die Untersuchung als historische angelegt zu sein scheint, oftmals auch historische ‚Behauptungen‘ aufstellt und insgesamt einer Chronologie folgt, die tendenziell suggeriert, die ausgewählten (Diskurs-)Konstellationen seien zentrale Stationen der US-amerikanischen Race/Gender-Geschichte seit Beginn des 19. Jahrhunderts. Diese Suggestion ist nun nicht plausibel. Es fehlt zudem immer wieder an einer überzeugenden Darlegung der Quellen- und Materialauswahl.

Ein letzter Überarbeitungsdurchgang des Manuskripts wäre sehr im Sinn der Leser_innen gewesen. Weg mit dem ‚Zuviel‘ an wie auch immer reizvollen Assoziationen, Textbeispielen, Bildexemplen, und her mit Interventionen einer_eines orthographisch fitten Lektors_Lektorin, der_die weiß, wie Bindestrich-Komposita im Deutschen geschrieben werden, und die_der Sätze wie den folgenden redigiert: „Erkenntnisinteresse ist die Verfung von Sexismus und Rassismus und seine soziokulturellen Repräsentationsformen.“ (hintere Umschlagseite!)

Diese Kritikpunkte sollen aber ebenso als Bekräftigung dafür verstanden werden, dass die Fragestellung der Studie eine höchst spannende, relevante und vieldimensionale ist; dass eine Fülle an historischem, gesellschaftspolitischem und imaginärem ‚Material‘ Raum für noch viele weitere Analysen bietet; und dass sowohl die Leistungen und Verdienste als auch die problematischeren Elemente des vorliegenden Textes äußerst produktiv zum Weiterarbeiten und Weiterdenken herausfordern.

Hanna Hacker, Wien